

Wir empfehlen Ihnen, auf einem Blatt jeweils zwei Seiten dieses Artikels nebeneinander auszudrucken.

We recommend that you print two pages of this article side by side on one sheet.

Haare als Symptom. Diskurse über Weiblichkeit, Schönheit und Identität

Birgit Stammberger

English abstract: It seems to be a fact of nature that the human body is covered with hair. Not only do the hair of the body and the hair of the head differ with regard to texture and structure, they are also an ideal, benchmark, or threat in terms of gender. The female in particular, has to live up to the ideal of a smooth and hairless body, with numerous procedures and techniques, products and advertising campaigns designed to help her do so. Women are willing to shave, wax, epilate, and undergo laser treatment. Female hairiness is the focus of attention not only in popular scientific discourses, in the media, and in the cosmetic and beauty industries, but also in everyday forms of bodily activities. Medicine considers excessive hairiness a phenomenon worthy of diagnosis and treatment. The implications of female hairiness – in medical, cultural and historical contexts – are connected with historical practices and cultural conceptions of self-attributions and the attributions of the others. Ideas about female hairiness can be found in stories, cultural practices, and manifestations of knowledge and power. They range from freak shows of the nineteenth century and psychiatry textbooks of the early twentieth century, to the beauty and cosmetic industries and subversive body practices. Much more than just a natural fact, female hairiness refers to a complex system of body technologies and knowledge-based practices that interpret it as peculiar and pathologic or uncanny and subversive. The following uses a cultural-historical approach to analyze the different meanings attributed to female hairiness.

Einführung: Julia Pastrana, die bärtige Frau

Julia Pastrana war wohl eine der berühmtesten Frauen des 19. Jahrhunderts. Ihr Gesicht und ihr Körper waren stark behaart. Sie hatte eine doppelte Zahnreihe im Unterkiefer, eine ungewöhnliche Stirn und war ca. 1,40 m groß. Sie galt als hässlichste Frau der Welt, als ein ‚Female Nondescript‘ und wurde auf den Freakshows des 19. Jahrhunderts als eine ‚Victorian Ape Woman‘ vorgeführt (vgl. Gylseht/Toverud 2004). Sie faszinierte das Publikum durch Tanz und erotische Bewegung und brachte ihrem Manager damit viel Geld ein. Die Geschichte ihrer Ausstellung reicht weit über ihren Tod hinaus. Diese Geschichte ist kurios, befremdlich, empörend, vielleicht sogar unheimlich: Julia Pastrana verstarb 1860, kurz nach der Geburt ihres ersten Kindes. Sie kam während einer Tournee in Russland nieder. Zuvor hatte sie ihren Impresario geheiratet, der auch der Vater ihres Kindes war. Nur wenige Tage nach ihrem Tod verstarb auch das ebenfalls am ganzen Körper behaarte Neugeborene. Der Ehemann und Manager verkaufte kurz darauf beide Lei-

chen an einen Pathologen der Moskauer Universität. Dieser balsamierte die Leichen von Mutter und Kind nach dem neuesten wissenschaftlichen Stand so perfekt, dass der Witwer sie für einen dreifachen Preis der Verkaufssumme zurückkaufte. Er stellte Mutter und Kind noch bis zu seinem eigenen Tode 1884 in einem Glassarg aus. Bis zum Jahre 1972 wurde der Glassarg in ganz Europa und den USA vorgeführt (vgl. Garland Thomson 1997: 77). Seit 1972 wird er im Keller des Instituts für Forensische Medizin in Oslo aufbewahrt. Doch noch skurriler als ihre Auftritte in Freakshows waren die in wissenschaftlichen Abhandlungen aufgeworfenen Fragen. Über Julia Pastrana wurden zahlreiche medizinische Abhandlungen verfasst. Ihr übermäßig behaarter Körper war Gegenstand zahlreicher, kontroverser Fragestellungen: Welche Struktur weist ihre Behaarung auf und worauf verweist sie? Ist die Überbehaarung Zeichen eines Atavismus? Ist Überbehaarung vielleicht eine Spur zum gesuchten ‚missing link‘ des 19. Jahrhunderts?¹ Wie kann man die leichteren Formen der Überbehaarung sicher von der pathologischen Erscheinung unterscheiden? Lässt sich dieses Phänomen vielleicht sogar als eine zunehmende Angleichung der Geschlechter deuten? Die letzte wissenschaftliche Abhandlung über Julia Pastrana im Kontext der Medizin erschien im Jahre 1993 im *American Journal of Medical Genetics* (vgl. Bondeson/Miles 1993).²

Der weibliche Bart: Konstruktionsweisen von Geschlecht

Mit der bärtigen Frau möchte ich weder die verrosteten Türen wissenschaftshistorischer Abstellkammern öffnen, noch werde ich die Kuriositätenkabinette vergangener Zeiten ausleuchten. Es geht im Folgenden nicht um kuriose Fallgeschichten, sondern um eine Analyse wissenschaftlicher Figurationen. Ziel des Beitrages ist es, die Praktiken und den Umgang mit der weiblichen Körperbehaarung zu historisieren. Mit Blick auf die wissenschaftsgeschichtlichen Diskurse werden Bezugssysteme

1 Zum Begriff des ‚missing link‘ im Kontext der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vgl. Benninghoff-Lühl 1999.

2 Der Aufsatz wurde unter der Rubrik „Historical Essays“ veröffentlicht. Nach einer ausführlichen Darstellung der biographischen Lebensdaten der Julia Pastrana wird am Ende eine medizinische Fragestellung zu den Auswirkungen eines angeborenen Gendefektes in Bezug auf mögliche Anomalien in der Knochenstruktur behandelt. Mit Hilfe radiologischer Visualisierungstechniken kommen die Autoren zu dem Ergebnis, dass die Untersuchungen des Materials, das die Mediziner dem Leichnam entnommen haben, auf keine Fehlbildung des Kiefers schließen lassen. Damit widersprechen sie einer medizinischen These, die von einem Zusammenhang zwischen Überbehaarung und einer Kieferfehlbildung ausgeht.

analysiert, in denen die Wissensfigurationen der bärtigen Frau historisch Gestalt annehmen. An der Schnittstelle von Wissenschaft und Alltagswissen werden die diskursiven Konstruktionen von Kategorien im Zusammenhang mit sozialem Verhalten und Subjektivität analysiert. Indem die Figur der bärtigen Frau in den sexualwissenschaftlichen, medizinischen und physiologischen Geschlechterdiskurs um 1900 eingebettet wird, werden die historischen Transformationen und die Ambivalenzen offengelegt, um Geschlecht als eine Kategorie der Moderne verständlich zu machen. Die Geschichte der Julia Pastrana ist Ort und Anlass, historische Sichtweisen auf weibliche Körperbehaarung in den Blick zu nehmen und die Figur der bärtigen Frau im Zusammenhang wissenschaftlicher Konstellationen der Tier-Mensch-Differenz, der Hormonlehre und der neuen Weiblichkeit als Konstruktionsweisen von Geschlecht zu analysieren. Im Umgang mit weiblichem Bartwuchs lassen sich wissenschaftliche Praktiken und allgemeine Konstruktionsprozesse des Geschlechts nachzeichnen. So wird mit der Figur der bärtigen Frau gefragt, welche Bilder und Vorstellungen von Körper und Geschlecht hier virulent sind und worauf sie verweisen. Den Körper verstehe ich dabei nicht als eine anthropologische Konstante. Dies kann nur behauptet werden, wenn die wirkmächtigen diskursiven Prozesse der Materialisierung unberücksichtigt bleiben und die Annahme, dass das, was der Körper sei, eine historisch bedingte Konstruktion ist, negiert wird. Damit wird nicht behauptet, der Körper werde „vollkommen und erschöpfend linguistisch konstituiert“ (Butler 1997: 11). Wenn Materialität und Sprache in einem unhintergehbaren Zusammenhang stehen, dann ist die Materialität des Körpers kein der Sprache vorrangiger Bereich. Vielmehr wird sie in einem permanenten Prozess der Bedeutungszuschreibung geformt und produziert. In dieser Hinsicht ist die Materialität des Körpers immer nur über die sie produzierenden Praktiken zugänglich. Mit dieser sprachtheoretischen Begründung von Materialität ist jedoch kein kausales Verhältnis ausgesprochen, das den Körper auf einen Gegenstand sprachlicher Diskurse reduziert. Vielmehr hängt die Materialität von Körpern mit permanenten Prozessen der diskursiven Produktion zusammen, die niemals abgeschlossen sind und dennoch einen Referenzrahmen für Materialität darstellen. „Jedes Mal“ schreibt Judith Butler, „wenn wir versuchen, auf den Körper zu referieren, referieren wir in bestimmten Beschreibungsmodi oder innerhalb bestimmter Referenzrahmen – doch wir ‚referieren vergeblich‘“ (Butler 2009a: 51). Dabei verweist ‚vergeblich‘ keineswegs auf ein verhinderndes Scheitern, sondern es ist vielmehr die Bedingung der Möglichkeit des Fortsetzens. Dieses Scheitern verweist auf den ontologischen Status des lebendigen

Körpers. Der lebendige Körper ist zwar Resultat diskursiver Konstruktionen, aber kein passives Objekt von Diskursen.

Die historischen Körperpraktiken werden im Folgenden in ihrem konstitutiven Wechselspiel von ‚Über-den-Körper-Reden‘ und ‚Einen-Körper-Haben‘ erörtert. Ich gehe davon aus, dass sich mit einer Betrachtung der komplexen Verschränkungen und philosophischen Bestimmungen des Körpers historische Räume des Wissens eröffnen lassen. Erst im Hinblick auf diskursive Wissensräume ist das, was der Körper ist, nicht ein ahistorischer Gegenstand, sondern stellt sich als Ergebnis historisch und kulturell wirkmächtiger Praktiken dar. Die „bärtige Frau“ ist ein materiales Beispiel dafür, wie der Körper zu bestimmten Praktiken anleitet und zugleich wie innerhalb dieser Praktiken die Materialität und die Bedeutung des Körpers konstituiert werden.

Leitmotiv meiner Analyse ist, dass der weibliche Bart seine Evidenz und Bedeutung erst im Wechselspiel von wissenschaftlicher Autorität und kulturell wirkmächtigen Differenzen sowie über das Einüben entsprechender Wahrnehmungsmuster erhält. Sowie das Geschlecht ist auch der weibliche Bart keine biologische Tatsache, die einfach vorgefunden oder kulturell überformt wird. Die Figur der bärtigen Frau ist eingebunden in eine medizinische Praxis des Benennens, des Sammels, der Aufzeichnung, die niemals nur ein „nominalistisches Problem“ ist (Peters 2010: 13). Die Figur der bärtigen Frau steht im Zusammenhang mit der Suche, das Geschlecht am Körper fest zumachen, einer Suche, mit der Evidenzen behauptet und Unbestimmtheiten erzeugt werden.³ Diese Suche war stets begleitet von der Erzeugung neuer Zonen der Unbestimmtheit, in denen sich nicht nur die Bereiche des Nicht-Wissens zeigten, sondern die zugleich zu immer wieder neuen Forschungen anreizen: Ich werde also in einer wissenschaftshistorischen Analyse fragen, wie der weibliche Bart zum Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung

³ Vgl. hierzu Peters 2010. In ihrer materialen Analyse des Geschlechterdiskurses um 1900 widmet sich Peters einer historischen Phase der Geschlechterforschung, in der Medizin „eine Art Deutungshoheit über Geschlechterfragen zukam“. Die „Rätselbilder des Geschlechts“ wurden zum „Dreh- und Angelpunkt der Geschlechterforschung um 1900“. Peters geht es nicht vordergründig darum, prekären Subjekten in der Geschichte der Sexualitätswissenschaften einen Platz einzuräumen, so als wäre geschlechtliche Identität einfach gegeben und bedürfe endlich einer Anerkennung. Vielmehr geht es ihr um das Aufzeigen von Ambivalenzen, die das Resultat jener Praktiken und Einstellungen sind, mit denen das Geschlecht am Körper festgemacht werden sollte. Diese Suche habe „immer größere Bereiche des Nicht- oder Noch-Nicht-Wissens, der Nicht-Sichtbarkeit“ offengelegt, die dann wiederum mit Hilfe von „neuen Visualisierungstechniken geschlossen werden sollten“ (Peters 2010: 20). Als Beispiel für theoretische Überlegungen zum diskursiven Charakter von Geschlecht bei gleichzeitiger materialer Wirkungsmacht siehe: Thomas u.a. 2011, insbesondere die Abschnitte 22-42, sowie 43-65.

tungen wurde und was man mit ihm zu wissen beanspruchte. Meine These ist, dass sich im Diskurs der bärtigen Frau wissenschaftshistorische und populärwissenschaftliche Konzepte des Körpers miteinander verschränken. Mit der historischen Analyse lassen sich kulturelle Kontinuitäten und Diskontinuitäten gegenwärtiger Diskurse über Körpernormen aufzeigen.

Die bärtige Frau: von der Kulturgeschichte zum Gegenstand der Medizin des 19. Jahrhunderts

In antiken und mittelalterlichen Darstellungen fanden Bilder und Erzählungen über bärtige Frauen Eingang in Kunst, Mythen und Medizin. Der weibliche Bart war einerseits etwas Rätselhaftes und mythologisch aufgeladenes, andererseits aber auch ein Mittel und Instrument, um weibliche Macht zu demonstrieren.⁴ Im späten Mittelalter diente der weibliche Bart auch der Darstellung von Heiligen. Damit knüpfte die ikonographische Tradition des 15. Jahrhunderts an volkstümliche Erzählungen an, in denen der Bart für den weiblichen Unwillen stand, den Bund der Ehe einzugehen. Ein bekanntes Beispiel für dieses Narrativ sind die Zeugnisse der heiligen Wilgefortis, auch heilige Kümmernis genannt. Bilder der heiligen Wilgefortis entstammen einem Kult der volkstümlichen Verehrung. Aus der Zeit von 1350 bis 1848 sind, wie man im ökumenischen Heiligenlexikon nachlesen kann, rund 1000 schriftliche und ikonografische Zeugnisse bekannt.⁵ Der Legende nach habe die heilige Wilgefortis kurz vor ihrer Hochzeit Gott angefleht, er möge ihr einen Bart wachsen lassen, damit der Bräutigam nicht den Beischlaf mit ihr vollziehe und sie Jungfrau bleiben könne. Einer Ehe mit einem heidnischen König zog sie Jesus als ihren einzigen Begleiter vor. Als in der Hochzeitsnacht der Braut ein Bart wuchs, wandte sich der verschreckte Bräutigam von seiner Gemahlin ab. Der Vater der Braut, der die Hochzeit seiner Tochter mit viel Aufwand arrangiert hatte, erfuhr am nächsten Tag von dem nächtlichen Vorfall und ließ die Jungfrau – wie Jesus – in Lumpen kleiden und ans Kreuz nageln. Kurz darauf trat ein Spielmann unter das Kreuz und begann vor dem Antlitz der gekreuzigten und leidenden Jungfrau zu musizieren, woraufhin diese ihm einen goldenen Schuh zuge-

4 Vgl. Das Porträt der Magdalena Ventura, das der spanische Maler Jusepe de Ribera als Auftragsarbeit im Jahre 1631 anfertigte, ging als das Bildnis der „Donna barbata“ in die Kunstgeschichte ein. In gegenwärtigen Debatten wird dieses Gemälde im Kontext queer-theoretischer Fragestellungen diskutiert oder als Beispiel für die hohe soziale Stellung bärtiger Frauen angeführt. Vgl. hierzu : Thiemann 2006 sowie Staib: 1991.

5 Vgl. <https://www.heiligenlexikon.de/BiographienW/Wilgefortis.html> (letzter Zugriff 15. Januar 2015)

worfen haben soll (vgl. Thiemann 2006: 49 ff.). Die heilige Wilgefortis steht für das Festhalten an einem Glauben, für den man bereit ist, am Kreuz zu sterben.

Andere Darstellungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert zeigen, dass es sich beim weiblichen Bart durchaus um eine gesellschaftsfähige Angelegenheit handelte. Noch Ende des 18. Jahrhunderts galt, wie Margitta Staib in ihrem Buch „Die enthaarte Frau“ berichtet, der Bart älterer Frauen als Zeichen ihrer Klugheit und Reife. In „Das Buch der Haare und Bärte“ aus dem Jahre 1844 heißt es: „Solche Damen besitzen oft vielen sicheren Takt“, und der Autor fragt: „Warum sollen Damen nicht auch ihr Bärtchen stehen lassen?“ (o. A., zitiert nach: Staib 1991: 37).

Zugleich haftete den weiblichen Körperhaaren aber auch der Fluch des Dämonischen und Bösen an, wie die Begriffe ‚Hexenhaare‘ oder ‚Hexenbart‘ bezeugen. In der Gegenwart begegnen uns diese Narrative in Filmen, wie zum Beispiel in der Figur der böartigen und zugleich unheimlich starken *Fräulein Knüppelkuh* in der Verfilmung des Kinderbuchklassikers „Matilda“ von Roald Dahl. Und auch bei ‚Ritter Rost‘ scheinen die bärtigen Frauen böse und gefährlich zu sein.⁶ Der Bart der Frauen fungiert hier jedoch als Tarnung, um sich vor den aufdringlichen und ewig in Reimen schwätzenden ‚Männchen‘ zu schützen.

Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, mit der massenhaften Vermarktung außergewöhnlicher Körper in den Freakshows, tauchten dann die „Bartfrauen“ so zahlreich auf, dass das Interesse allmählich nachzulassen begann (vgl. Schleugl 1978: 48). Allerdings kann, wie Schleugl betont, aufgrund der Tatsache der zahlreichen Berichterstattungen, keinesfalls von einer damit einhergehenden Normalisierung die Rede sein. Auf den Freakshows des 19. Jahrhunderts haftete der bärtigen Frau das Stigma des Minderwertigen oder der Zweigeschlechtlichkeit an. Der Physiologie und der Anthropologie kam in dieser Zeit die Aufgabe zu, das wissenschaftlich zu begründen, wovon man in der Gesellschaft redete. Um 1900 wurde weibliche Körperbehaarung zum Gegenstand der medizinischen Aufmerksamkeit. Es wird nicht nur festgestellt, dass Frauen Bärte haben, vielmehr wurden damit Fragen aufgeworfen, deren Aussagen nachgezeichnet werden sollen. Denn die Aussagen im Kontext der medizinischen Untersuchungen kamen dabei nicht an ihr Ende, sondern sie erforderten immer wieder neue Prozeduren der Untersuchung. Die bärtige Frau war im Geschlechterdiskurs um 1900 ein bevorzugter Forschungsgegenstand, mit dem das Zweigeschlechtermodell demonstriert und die Suche nach dem Wesen des Geschlechts vorangetrieben

6 Die hier genannten Beispiele lassen zeigen, wie in der Erzähldramatik der Kinderbuchliteratur weibliche Überbehaarung (zunächst) mit dem Bösen verschränkt ist. Vgl. Hilbert: 2004, Dahl: 1997.

wurde. In medizinisch-sexualwissenschaftlichen Diskursen wurde das Rätsel der bärtigen Frau in einem dynamischen Wechselspiel von kulturellen Normen und wissenschaftlichen Aufzeichnungsverfahren entworfen.

Im neuen Konvergenzfeld von Wissenschaft und populärer Ausstellungskultur erhält die bärtige Frau nun eine andere Bedeutung. Aus dem einst bewunderten und rätselhaften Phänomen des weiblichen Bartes wird Ende des 19. Jahrhunderts eine pathologische Figur.

Im Folgenden werde ich die Diskurse beleuchten, in denen der weibliche Bart Gegenstand wissenschaftlicher Debatten wurde, und zugleich wird nach den epistemologischen Zäsuren gefragt, die die Figur der bärtigen Frau in den Referenzrahmen von Wissen und Geschlecht eingebettet haben. Meine Betrachtungen umfassen den Zeitraum von 1870–1950. Dabei richte ich den Fokus auf begriffliche Verschiebungen, um zu zeigen, wie sich Ende des 19. Jahrhunderts kulturelle Überlegenheitsansprüche, der Geschlechterdiskurs der Moderne und wissenschaftlich-technische Entwicklungen mit der pathologischen Figur der bärtigen Frau verknüpften. Auf je unterschiedliche Weise installierten Wissenschaft und Kultur wirkmächtige Interpretationssysteme. Für meine Analyse werde ich drei historische Phasen in den Blick nehmen, um die epistemisch-kulturellen Zäsuren zu analysieren, die sich im Diskurs des ‚Weiberbartes‘ nachzeichnen lassen.

Erstens: Um 1870 wurden die sogenannten „Haarmenschen“ Gegenstand eines medizinisch-anthropologischen Diskurses und fanden Eingang in eine Naturgeschichte des Menschen. Jene Phänomene, die als ‚Haarmenschen‘ bezeichnet wurden, fasste man unter dem Begriff der ‚Hypertrichose‘. Die Hypertrichose war in ein Denken der Tier-Mensch-Differenz eingebettet. Mit diesem Begriff stellte man die Frage: Was ist der Mensch?

Zweitens: Um 1900 beschäftigten sich wissenschaftliche Aussagen nicht mehr mit dem allgemein Menschlichen. Im Fokus stand nun das geschlechtlich Besondere. Auf der Matrix der Zwei-Geschlechter-Differenz wurde mit der bärtigen Frau nicht mehr gefragt, was der Mensch sei, sondern was das Geschlecht ausmache. Rollenzuschreibungen, politische Gleichheitsbestrebungen der neuen Frauenbewegung und die drohende Feminisierung der Kultur waren Diskurse, die in der Figur der bärtigen Frau kulminierten.

Drittens: Um 1920 verschwand der weibliche Bart aus den öffentlichen Diskussionen und wurde im Wissensfeld der Psychiatrie problematisiert. In dem Bemühen, den weiblichen Bart einer physiologischen Erklärung zu unterziehen, gelang es den medizinisch-physiologischen Wissenschaften nicht, das Phänomen der weiblichen Behaarung einer ein-

deutig funktionalen Bestimmung des Körpers zuzuordnen. Aus dem Begriff des ‚Hirsutismus‘, dem medizinischen Begriff für Formen der männlichen Behaarung am weiblichen Körper, wurde im Kontext der Psychiatrie der ‚idiopathische Hirsutismus‘ – eine organische Krankheit unbekannter Ursache.

Auf ihre je eigene Weise trifft man in diesen Diskursen auf eine kulturelle Unruhe, in denen einmal der Mensch, ein anderes Mal das Geschlecht und ein drittes Mal das weibliche Seelenleben problematisiert werden. Die kulturellen Kategorien, die den jeweiligen Deutungsansätzen zugrunde lagen, gerieten dabei selbst in die Krise.

Das Tier im Menschen. Die Berliner Anthropologische Gesellschaft

Der Darwinismus und die evolutionstheoretischen Ansätze stellten im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die bis dahin klare Unterscheidung zwischen Mensch und Tier in Frage. Gehörten aus wissenschaftlicher Sicht die Erzählungen von hybriden Wesen, halb Mensch, halb Tier, bis in die Mitte der 1850er Jahre in das Reich der Fabeln und waren sie? Ausdruck einer mythisch aufgeladenen Sorge vergangener Generationen, so zeichnete sich nun eine Verschiebung in den wissenschaftlichen Erklärungsansätzen ab. Das Tierische wurde zentraler Gegenstand teratologischer Forschungen, der Wissenschaft von den Missbildungen, und mit ihr verknüpfte sich die Frage, was den Menschen vom Tier unterscheidet. Der wissenschaftliche Blick richtete sich dabei auf den Menschen als „Träger tierischer Zeichen“ (vgl. Zürcher 2003: 214 ff.). In der Öffentlichkeit und in den Freakshows wurde dem ‚Haarmenschen‘ große Aufmerksamkeit gewidmet. Mit den Fragen des ‚What is it?‘ inszenierte man auf Freakshows die vulgär-populistischen Versionen des Darwinismus (vgl. Pflug 2001). Abbildungen zeigen, wie zwischen viktorianisch gekleidetem Bürgertum Menschen mit dunkler Hautfarbe, die in tierisch anmutenden Haltungen posierten, auftauchten. In den Inszenierungen abseitiger und wundersamer Figuren drückte sich zugleich der normative Imperativ bürgerlicher Vorstellungen aus, die von dem Phantasma hybrider Identitäten getragen waren. Die Popularität des Themas lag in der Evolutionstheorie Charles Darwins begründet. Insbesondere mit der von Haeckel aufgestellten These der Rekapitulation dachte man, dass die „Haarmenschen“ ein früheres Stadium der Menschheitsentwicklung verkörperten, was man als einen atavistischen Rückschlag ins Tierische auffasste (vgl. Lange 2003). Mit den Vermessungen der Schä-

del, der Knochen und der Haare versuchte man, diese These wissenschaftlich zu bekräftigen.

In den Jahren um 1870 beschäftigten sich zahlreiche Publikationen der Medizin und Anthropologie mit den sogenannten „Haar- und Schwanzmenschen“ (vgl. Zürcher 2004: 215ff.). In den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft wurden zahlreiche Fälle von „Haarmenschen“ vorgeführt, besprochen und präsentiert. Diese verkörperten nicht nur das Tierische im Menschen, sondern mit ihnen wurden die Differenzen zwischen Mensch und Tier mittels physiologischer Erklärungsmodelle verhandelt. Die im Jahre 1869 gegründete Berliner Vereinigung war die größte anthropologische Gesellschaft Deutschlands. Diese Versammlung deutscher Naturforscher, Ärzte und Laien hatte zum Ziel, die Anthropologie in den Dienst der Wissenschaft zu stellen (vgl. Goschler 2002: 179 ff.). Ihre akademische Anerkennung erhielt das Fach dann im Jahre 1886 mit der Gründung eines Lehrstuhls für Anthropologie. Die Arbeit der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, die um 1900 über 500 Mitglieder verzeichnen konnte, wurde maßgeblich durch den Arzt und Politiker Rudolf Virchow bestimmt. Virchow, der als Begründer der Zellulärpathologie Weltruhm erlangte, sah in seiner Arbeit in der Gesellschaft seine Rolle als ein in der Öffentlichkeit agierender Wissenschaftler verwirklicht. Virchows Ziel war es, durch gezielte Schulung der Wahrnehmungsformen eine „gemeinsame Weltsicht zu befestigen“ (ebd.: 185).⁷ Im Jahre 1891 konstatierte Virchow rückblickend auf die Arbeit der Berliner Anthropologischen Gesellschaft:

7 Henning Schmidgen argumentiert, aus den Anträgen, mit denen die Mediziner Ende des 19. Jahrhunderts den Ausbau ihrer Institute öffentlich einwarben, lasse sich schließen, dass hier die Bedeutung der Naturanschauung noch sehr lange propagiert wurde. Schmidgen sieht hier eine Diskrepanz zwischen öffentlicher Einstellung und wissenschaftlichen Entwicklungen. Denn in den Lebenswissenschaften hatte sich seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zunehmend die Bedeutung praktischer Experimente, also eines „Lernens durch Handeln“ (Schmidgen 2003: 272) durchgesetzt, während in der Öffentlichkeit die Vorstellung der Anschauung viel länger erhalten blieb. Der paradigmatische Wechsel vom Sehen zum Machen habe sich somit in der Physiologie erst sehr viel später durchgesetzt, als es bisher in der Medizingeschichtsschreibung angenommen worden sei. Schmidgen belegt seine Argumentation anhand der in Berlin öffentlich durchgeführten Experimente an Fröschen. Diese wurden im Rückgriff auf technische Vorläufer der Kinematographie in anatomischen Sälen durchgeführt, die mit zahlreichen neuen Apparaten und neuen Verfahren der Visualisierung, wie zum Beispiel mit Hilfe von Lichtprojektionen, vor einem großen Publikum öffentlichkeitswirksam inszeniert wurden (vgl. Schmidgen 2003). Zum paradigmatischen Wechsel „vom Sehen zum Machen“ vgl. u.a. List 2007. Zum Verhältnis des Paradigmas der Naturanschauung und öffentlichen Ausstellungen bei Virchow vgl. Stammberger 2012.

Noch kein früheres Jahrhundert hat uns eine solche Fülle exotischer und absonderlicher Menschen zugeführt, wie das abgelaufene. Die wunderbarsten Monstrositäten sind vor uns aufgetreten: ein heterodelpher Inder, xiphodyme Italiener, eine bärtige Dame aus Nordamerika (Virchow: Verwaltungsbericht für das Jahr 1891, zitiert nach Lange 2003: 215).

Seit den 1870er Jahren unternahmen die Mitglieder regelmäßige Ausflüge in die Völkerschauen jener Zeit, die den Zuschauer_innen die ganze Vielfalt „menschlicher Monstrositäten“ präsentieren sollten. In den öffentlichen Zurschaustellungen widmete man sich den seltsamen Fällen, die in ihrer inszenierten Rätselhaftigkeit auch das Interesse der Wissenschaftler weckten. Jenseits populärer Ausstellungen wurden sie in den Hörsälen und Sammlungen ausgestellt. Wie der Wissenschaftshistoriker Constantin Goschler schreibt, habe gerade dieser neue Umgang mit den wissenschaftlichen Objekten, die man nun um sich herum versammelte, der Berliner Anthropologischen Gesellschaft den Status einer wissenschaftlichen Gesellschaft verliehen. Sie wurde zu einem Ort, an dem sich zwischen Wissenschaft und gebildetem Bürgertum kulturelle Gemeinsamkeiten herausbildeten (vgl. Goschler 2002: 182).

Um die zahlreichen Fälle menschlicher Vielfalt wieder in den Rahmen einer einheitlichen Erklärung zu stellen, bedienten sich die Wissenschaftler der Methode des Vergleichs. Einerseits griff man auf Text- und Bildmaterial aus der Kulturgeschichte zurück, andererseits wurde vermessen, gezeigt, beobachtet und vor allem geordnet. Mit dem Paradigma der wissenschaftlichen Anschauung, das insbesondere von Virchow vertreten wurde (vgl. Virchow 1890), verknüpften sich medizinische Physiologie und Anthropologie, und man erforschte die Naturgeschichte des Menschen. Am Beispiel des ‚Haarmenschen‘ wurden Fragen nach dem ‚missing link‘ verhandelt, um die vielfältigen Erscheinungsformen zu differenzieren und das Konzept der kulturellen Höherentwicklung zu popularisieren. Dabei waren sich die Wissenschaftler nicht immer darüber einig, wie sie das Phänomen der abnormen Behaarung deuten sollten. Einige sahen in ihnen die Zeichen eines Atavismus, denn der behaarte Körper wurde als Resultat einer rückwärtsgerichteten Entwicklung ins Tierreich aufgefasst. Für andere hingegen boten sie die Grundlage für rassenanthropologische Argumentationen. Dennoch hielten viele Mediziner – wie Virchow – an der Theorie der monogenetischen Abstammung des Menschen fest und verweigerten sich der populären Suche nach dem ‚missing link‘. Für Virchow war die abnorme Behaarung nichts als eine pathologische Variante des Menschen. Noch Jahre später monierte er, dass man in der Ätiologie viel schneller vorangekommen wäre,

wenn man nicht immer wieder „die Rassenfrage“ hinzugezogen hätte (Virchow 1901, zitiert nach Lange 2003: 231).

Im Jahre 1876 berichtete der Mediziner Wilhelm Stricker der „Senckenbergischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft“ von einigen Fällen der *Hypertrichosis universalis*. In einem kurzen Abriss widmete er sich Fragen der Ätiologie und kritisierte die Ungenauigkeit früherer Darstellungen. Für Stricker war es an der Zeit, dass die Medizin und Anthropologie sich dieser Fälle annahmen: „Es ist überhaupt seit ganz kurzer Zeit, dass man diese Abnormität einer wissenschaftlichen Betrachtung gewürdigt hat“ (Stricker 1876: 94).

Stricker bediente sich in seinem Bericht sowohl älterer Publikationen von Ärzten als auch zeitgenössischer Abhandlungen in populären Zeitschriften, wie eines Zeitungsartikels über Julia Pastrana in „Die Gartenlaube“ von 1857. Seiner Abhandlung über die *Hypertrichosis universalis* fügte er einen Teil zur Betrachtung der bärtigen Frau hinzu. So berichtete er auch über Julia Pastrana. Hier heißt es: „Obgleich sie einem Pincher ähnlicher sehend als einem Menschen gewesen sei, habe sie doch einen Liebhaber gefunden“ (ebd.: 99). In Julia Pastrana sah der Mediziner eher ein Tier. Dennoch interessierte sich Stricker nicht für evolutionstheoretische Erklärungsmodelle des „Haarmenschen“, sondern seine Besprechungen dienten einem wissenschaftlich-autoritären Motiv, um das Phänomen der Überbehaarung für wissenschaftlich-physiologische Erklärungsansätzen zu öffnen. Stricker beschrieb mittels wissenschaftlicher Ansätze der Physiologie und der Vererbung, denen er jedoch keinerlei Referenzen zu anderen Debatten seiner Zeit hinzufügte. Seine Argumentation erfolgte vielmehr auf Grundlage der Differenz wissenschaftlicher versus mythischer Beschreibungen. Dabei bekräftigte er, dass die „Abnormitäten in physiologischer Beziehung für uns von besonderem Interesse“ seien und relativierte damit die Dominanz evolutionstheoretischer Argumentationen, die vor allem in populärwissenschaftlichen Kreisen geführt wurden (ebd.: 94). Zwar würde man hinsichtlich der Entstehung dieser Phänomene noch gänzlich im Dunkeln tappen, ungeachtet dessen stand für Stricker jedoch fest, dass das Phänomen der *Hypertrichose* auf den Regeln der Erblichkeit beruhe.

Federführend in den Besprechungen und Klassifikationen der ‚abnormen Behaarung des Menschen‘ war der Berliner Arzt und Anthropologe Max Bartels. In der *Zeitschrift für Ethnologie*, dem Publikationsorgan der Berliner Gesellschaft, veröffentlichte Bartels mehrere Aufsätze zu diesem Thema. Besonderes Augenmerk richtete er dabei auf den weiblichen Bartwuchs. Er ging davon aus, dass der ‚Weiberbart‘ eine sogenannte „Heterogenie der Behaarung“ sei, die jene Stellen umfasse, die beim Mann normal und beim Weibe abnorm seien. Unter diesem Begriff

befasste sich Bartels nun ausführlich mit dem Phänomen der weiblichen Gesichtsbehaarung, denn „unter allen Erscheinungen der abnormen Behaarung, stehe natürlicher Weise die Entwicklung des Bartes beim Weibe obenan“ (Bartels 1881: 213). Bartels' Erkenntnisinteresse stellt sich als ein doppeltes Unterfangen dar: Einerseits war für ihn klar, dass der „Weiberbart“ etwas Gewöhnliches, ja fast Alltägliches sei. Andererseits suchte er hierin nach sicheren Parametern, um leichtere Formen der Behaarung vom „Haarmenschen“ klar zu differenzieren. Normalität auf der einen, Singularität auf der anderen Seite: In diesem Raum entfaltete sich der medizinische Diskurs über die „abnorme Behaarung“. Im Diskurs der Tier-Mensch-Differenz ging es nicht nur darum, die kulturelle Vorherrschaft der „eigenen Rasse“ abzusichern, sondern mit der pathologischen Figur der bärtigen Frau sollten die Phänomene der Überbehaarung differenziert und klassifiziert werden. Im Tier-Mensch-Diskurs zielte man also auch auf das Geschlecht, um den weiblichen in Differenz zum männlichen Körper zu bestimmen. Bartels bediente sich hierfür der Methode der statistischen Erfassung. Er griff hierbei auf Ergebnisse von Untersuchungen an über 1000 Probandinnen zurück (vgl. Bartels 1881: 220 ff.). Der ungeheure Aufwand, der unternommen wurde, deckte nicht nur immer wieder neue Fälle der weiblichen Behaarung auf, sondern stellte zugleich eine heikle Angelegenheit dar, die von einer wissenschaftlichen Neugier getragen war und zugleich immer wieder zu neuen Verunsicherungen über den eigenen Forschungsgegenstand führte. Er berichtete beispielsweise, wie ihm eines Tages auf dem Bahnhof ein junges Mädchen auffiel. Ihre Oberlippe war von einem dichten, dunkelblonden Haarkleid bedeckt. „Leider erlaubte mir der Anstand nicht“ – so Bartels – „meine Freude über diesen Anblick, die sie wohl schwerlich geteilt hätte, auszusprechen und nähere Nachforschungen zu halten“ (Bartels 1881: 214). Entzückt über den Bahnhofsfund, drängte Bartels aber darauf, seiner Haltung, dass es sich bei dem weiblichen Bart um eine Entstellung des schönen Geschlechts, um etwas Hässliches handele, Raum zu geben.⁸ Um die zahlreichen Variabilitäten pathologischer Ausprägungen der weiblichen Körperbehaarung zu ordnen und der Konfusion Einhalt zu gebieten, widmete sich Bartels nun ausführlich dem ‚Haarmenschen‘. Hierfür griff er auf zahlreiche Darstellungen aus der Kultur- und Medizingeschichte zurück. Aufgrund dieser umfangreichen Materialsammlung musste Bartels den Eindruck gehabt haben, dass es

8 An der hier von Bartels geschilderten Situation wird deutlich, wie wissenschaftliche Diskurse Wahrnehmungen strukturieren, was Philipp Sarasin die „imaginäre Aufladung des Anderen“ genannt hat. Der sich wissenschaftlich gebende Rassismus lässt sich so als eine diskursive Bewegung in der Konstruktion von Identität beschreiben (vgl. Sarasin 2003, 67 f.).

sich um kein seltenes Phänomen handelte, sondern um Fälle, die bereits zahlreich beschrieben worden waren. Einerseits erforschte Bartels den „Weiberbart“ in seiner kulturgeschichtlichen Beziehung (vgl. Bartels 1881a), andererseits lagen ihm die Datenreihen statistischer Erhebungen von Untersuchungen an Frauen in den Kliniken und Polikliniken vor. Ausgehend von diesen beiden Polen, stellte Bartels die Ausprägung weiblicher Körperbehaarung in Beziehung zu anderen von ihm ausgewählten anatomischen Merkmalen. Referenzpunkte seiner Untersuchungen waren die Bestimmung des Verhältnisses von Haar- und Augenfarbe, Kopf- und Schambehaarung sowie die Verteilungen sogenannter „blonder Schattierungen“. Der statistischen Erfassung räumt der Mediziner eine besondere Rolle ein. Sie ließ nicht nur Rückschlüsse auf das zahlenmäßige Vorkommen zu, sondern diente Bartels auch dazu, die gewöhnlichen von den außergewöhnlichen Phänomenen zu unterscheiden. Bei der „Heterogenie der Behaarung“ handele es sich um ein Phänomen, das sowohl bei „unserer eigenen Rasse“ als auch „bei Völkern anderer Abstammung“ relativ häufig vorkomme. Mit den Untersuchungen komme – wie Bartels schreibt – „dasjenige zur Geltung, was man in der Statistik als die Heilkraft der Massen bezeichnet“ habe (Bartels 1881: 221). Am Ende seiner Abhandlung ist und bleibt der „Haarmensch“ ein seltenes Phänomen. Denn die Ergebnisse zeigten, so Bartels, dass unter all den von ihm genannten und untersuchten Fällen in nur 23 Fällen von „echten Haarmenschen“ die Rede sein dürfe (Bartels 1881: 233). Dabei basierten Bartels Ausführungen auf Daten, die er aufgrund seiner Untersuchungen an 1000 Probandinnen erhoben hatte. Für die Beschreibung der „echten Haarmenschen“ musste der Mediziner jedoch auf kulturhistorische Fälle zurückgreifen, die – wie er schrieb – „allesamt nicht meiner eigenen Beobachtung“ entstammten (Bartels 1881: 227). Der „Weiberbart“ diente als Referenz und Grundlage, um sichere Parameter und allgemeine Bestimmungen im Diskurs um den „Haarmenschen“ zu erlangen. Dabei waren die Untersuchungen von den normativen Einstellungen der Mediziner geprägt, nämlich von einer Haltung stetiger Abwertung und pejorativer Zuschreibung des Weiblichen. Das spezifische Interesse dieser Abhandlungen lag jedoch darin, das Besondere und Allgemeine zu differenzieren und die Vielfalt der Phänomene der Überbehaarung in eine Ordnung des Wissens zu überführen.

Der wissenschaftliche Diskurs über ‚Haarmenschen‘ stellte nicht nur das Wissen der Humanwissenschaften in Frage, sondern er organisierte und kanalisierte im alltäglichen Bereich Wahrnehmungsmuster und Aufmerksamkeiten, die sich in die Denkfigur des „Dazwischen“ einschrieben. Der bärtigen Frau kam als pathologischer Figur eine Funktion zur Differenzierung zwischen Mensch und Nicht-Mensch zu. Mit ihr

wurden die Zonen beschrieben, in denen die bedrohlichen Zeichen tierischer Identität auszumachen waren und die in die alltäglichen Wahrnehmungen weiblicher Körperbehaarung eingeflossen sind. In den zahlreichen Versuchen, das Menschliche zu bestimmen, zeichnete sich zugleich eine diskursive Unruhe ab. Die „Haarmenschen“ wurden zu Repräsentanten einer Abnormität, um die in der Differenzierung zur Normalität des Humanen unsicher gewordenen Parameter wieder einzuholen. Auch wenn in den hier zitierten Quellen nicht explizit von Normalität die Rede ist, so zeigen die Beispiele, dass die Versuche, über die Figur der bärtigen Frau das Wesen der Geschlechterdifferenz zu bestimmen, im Zusammenhang mit dem Normalitätsdiskurs der Moderne stehen. Denn über den Diskurs der Überbehaarung das Geschlecht am Körper festzumachen, war eng mit der Vorstellung verbunden, was das richtige, wahre, falsche oder abweichende Geschlecht ist. Im Paradigma der normalen Entwicklung unterlag das Denken des menschlichen Körpers der Annahme seiner steten Entwicklung nach den Gesetzen der Biologie. Die physiologischen und evolutionstheoretischen Erklärungsansätze beruhten dabei auf einem dynamisch gedachten Naturbegriff und machten den Körper zum Resultat einer geglückten oder nicht geglückten Entwicklung. Variabilität und Zeitlichkeit wurden zu Schlüsselbegriffen eines medizinisch-anthropologisch-ethnologischen Wissenssystems. Kategorien des Zufalls und der Zeitlichkeit begründeten dieses neue Naturverständnis. Mit dem Bedrohlichen und Zufälligen wurden die evolutionstheoretischen Grundsätze des Darwinismus kategorial angezeigt. Zudem war der Diskurs um den ‚Haarmenschen‘ von der tiefgreifenden Sorge um die tierischen Erscheinungen am menschlichen Körper getragen. Mit den von Wissenschaftlern zahlreich dokumentierten Fällen menschlicher Abweichungen wurde zugleich der ganze Körper zu einem verräterischen Medium. Denn je intensiver man erforschte, entdeckte, rekonstruierte, vermaß und bestimmte, umso mehr Zonen der Beunruhigung entstanden. Die wissenschaftliche Erfassung des menschlichen Körpers in all seinen Variabilitäten erzeugte wiederum eine ungeheure Dynamik der Wissensproduktion. Einerseits wurden immer wieder neue Fälle aufgefunden, die es zu erfassen und zu ordnen galt, andererseits unterliefen diese Fälle immer wieder diese Ordnungen, in dem sie sich einer klaren Identifizierung und eindeutigen Bestimmung entzogen. Die Medienwissenschaftlerin Christine Hanke schreibt zu dem komplexen Wechselspiel von wissenschaftlicher Absicherung und Verunsicherung: „Der medizinisch-anthropologische Diskurs stellt sich so als fluktuierender Prozess der Wissensproduktion dar, in dem fortlaufend Kategorien gleichzeitig hervorgebracht und dekonstruiert wurden“ (Hanke 2006: 219).

Die Beschreibung und die Erfassung weiblicher Körperbehaarung dienten dazu, der drängenden Frage auf den Grund zu gehen: Was ist der Mensch? Doch in dem stetigen Versuch, das Unbestimmte zu benennen, es einzugrenzen und zu ordnen, wurden immer wieder neue Zonen der Beunruhigung geschaffen. Und vielleicht spiegelte sich im Tier wie in keinem anderen Wesen die zunehmende Relativität menschlicher Vorherrschaft wider, was – wie Urs Zürcher schreibt – „wohl eine der grundlegenden (biologischen) Erfahrungen des 19. Jahrhunderts“ war (Zürcher 2003: 234).

Brüchige Differenzen: Die bärtige Frau im Diskurs geschlechtlicher Zwischenstufen

Um die Jahrhundertwende verlor die auf Klassifikation beruhende Methode der anthropologischen Wissensproduktion zunehmend an Bedeutung. Das Wissen der Humanwissenschaften erhielt seine Plausibilität nicht mehr anhand der Naturanschauung, sondern über den experimentellen Beweis. Für die pathologische Figur der bärtigen Frau kündigte sich eine epistemologische Wende an. Man wandte sich von den erkenntnistheoretischen Prämissen der Sammlung von Fällen ab. Der weibliche Bart wurde zum bedrohlichen Zeichen einer Vermännlichung der Frau. Zugleich nahm im Diskurs um den produktiven Hormonkörper die pathologische Figur des ‚Weiberbartes‘ gewissermaßen Fahrt auf und verflüchtigte sich in eine dynamisch gedachte Entität, die sich gleichsam ins Innere des Körpers verlagerte.⁹ Um die Jahrhundertwende wurden die Abweichungen des menschlichen Körpers einer Logik der experimentellen Herstellung unterworfen und ließen ihn als form- und verfügbar denken. Experimentalisierung, Entmaterialisierung und das neue Konzept eines Produktions- und Leistungskörpers waren die Bezugssysteme, in denen zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch der weibliche Bart zur Sprache gebracht wurde.¹⁰ In dem Diskurs der Experimentalisierung verlor das Paradigma der Anschauung und Klassifikation zunehmend an Bedeutung. Man beschäftigte sich nicht mehr mit den Endpunkten oder Ergebnissen der körperlichen Entwicklung, sondern drängte auf wissenschaftliche Erkenntnisse, die im direkten Eingriff in

⁹ Heiko Stoff argumentiert, dass die Medizin zwar bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts über ein Wissen von der inneren Sekretion des Körpers verfügte, jedoch erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde der Hormonlehre eine zentrale Rolle für moderne Körperkonzepte zugewiesen (vgl. Stoff 2004a: 410 ff.).

¹⁰ Zum Zusammenhang von Experimentalisierung, Hormonlehre und Organtransplantationen vgl. Stoff 2004a: 407ff.

die Entstehungsprozesse des menschlichen Körpers erfolgten. Diese epistemologischen Transformationen veränderten auch die geschlechtertheoretische Fragestellung in den Humanwissenschaften. Wurde mit dem Paradigma der genauen Beobachtung und Klassifikationen die Frage aufgeworfen, was das Geschlecht sei, zielten die Humanwissenschaften nun auf die Frage, wie Geschlechter entstünden. Erklärungsmodelle eines grundsätzlich als form- und veränderbar gedachten Körpers erzeugten eine zunehmende kulturelle Verunsicherung darüber, was den geschlechtlich bestimmten Körper ausmacht.

Bereits im Jahre 1899 hatte Magnus Hirschfeld im „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen“ seine Zwischenstufentheorie vorgelegt, nach der jeder Mensch die Eigenschaften beider Geschlechter in sich trage. Die Vorstellung eines eindeutig weiblichen oder männlichen Geschlechts waren für Hirschfeld, wie er in einem späteren Aufsatz schrieb, lediglich „konstruierte Extreme, Abstraktionen“ (Hirschfeld 1910: 122, vgl. Herrn 2008: 187). Hirschfeld widmete sich in seinem Opus Magnum, der dreibändigen „Geschlechtskunde“, in zweifacher Weise dem weiblichen Bart. Im ersten Band verortet Hirschfeld den weiblichen Bart im Diskurs der Zwischengeschlechtlichkeit und führt die *femina barbata* als ein „recht augenfälliges Beispiel“ für die „Fülle der Kombinationsmöglichkeiten“ auf (Hirschfeld 1926: 594f). Der weibliche Bart wird zwar dem Bereich der „andersgeschlechtlichen Einschläge“ zugeordnet, sein Erscheinen sei jedoch so variantenreich, dass ein starker Bartwuchs keineswegs als Zeichen von Pathologien zu gelten habe, sondern vielmehr Ausdruck der vielfältigen Möglichkeiten der Herausbildung geschlechtlicher Merkmale sei. So berichtet Hirschfeld von einem Fall, in dem der weibliche Bart so stark ausgebildet gewesen sei, „daß er mehrmals wöchentlich die Entfernung mittels des Rasiermessers“ erforderte (ebd. 595). Doch in jeder sonstigen Beziehung, ob „körperlich oder seelisch“ sei die *femina barbata* „durchaus weiblich“ (ebd. 595). Im vierten Band der Geschlechtskunde greift der Sexualwissenschaftler Hirschfeld auf Zeichnungen und Freak-Fotografien von der frühen Neuzeit bis zur Jahrhundertwende zurück, die er im Kapitel „Der androgyne und transvestitische Mensch“ erneut veröffentlichte. Der weibliche Bart dient nicht der Begründung kultureller Differenzen im Tier-Mensch-Diskurs, sondern er präsentiert vielmehr die Vielfalt geschlechtlicher Varietäten. Im Reich sexueller Zwischenstufen verortet werden Frauen mit männlicher Bartbildung – Julia Pastrana wird als bekannteste Bartdame der 19. Jahrhunderts angeführt – abgebildet, um an ihnen zu zeigen, „welchen Grad die Vereinigung männlichen und weiblichen Geschlechtscharakters in einer Person erreichen kann“ (Hirschfeld: 1930, S. 490, 505). In Hirschfelds Bilderatlas erhalten die Bilder der bärtigen Frau eine, wie Susanne Regener kon-

statiert, „neue Bedeutung“. Sie sind nicht mehr kuriose Fälle, sondern sie werden zu ikonographischen Zeichen einer geschlechtlichen Verunsicherung (Regener 2001: 92). Die Erschütterung des alten Geschlechterwissens und die damit einhergehende Neuformierung des wissenschaftlichen Wissens von Geschlecht veränderten auch den Diskurs über weibliche Überbehaarung. Die bärtige Frau wurde nun im Zusammenhang mit sexualwissenschaftlichen Geschlechtertheorien thematisiert. Geschlecht wurde nicht mehr ausschließlich anatomisch bestimmt, sondern es unterlag einer steten Dynamik biologischer Zufälle, die es zu kontrollieren, zu verbessern und zu lenken galt. Geschlecht wurde als Kontinuum gedacht. Der Frauenkörper war nicht länger „neural, sondern hormonal bestimmt“ (Stoff: 2012, 228). Im Gegensatz zum „rätselhaften nervösen Frauenkörper des 19. Jahrhunderts“ schien dieser Körper nun „einer direkten Therapie zugänglich“ zu sein. (Ebd. S. 228).

Ein Beispiel für den sexualwissenschaftlichen Diskurs eines prozessual gedachten Geschlechts um 1900 ist das zwischen 1885 und 1927 veröffentlichte Kompendium mit dem Titel „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde“ von Heinrich Ploss und Max Bartels. Dieses Kompendium wurde in elf Auflagen publiziert und im Zuge dieser Neuausgaben mehrfach überarbeitet. In diesem zweibändigen Werk, das weit über den Rahmen der historischen Anthropologie hinausreicht, wurden nicht nur wissenschaftliche, ethnologische und populärwissenschaftliche Wissensbestände miteinander verknüpft. Es stellt zudem ein beredtes Beispiel für die historischen Transformationsprozesse medizinischer Theoriebildung von Geschlecht dar, die sich in den verschiedenen Auflagen ablesen lassen. Die Autoren versammelten die Ergebnisse zahlreicher anthropologischer und ethnologischer Studien, die systematisiert und hinsichtlich der Frage nach dem „Leben und Wesen des Weibes“ zusammengefasst wurden. Dabei unterschieden sich die einzelnen Auflagen hinsichtlich ihrer Wissensobjekte und der von ihnen hergeleiteten Begründungszusammenhänge von Geschlecht stark voneinander. In der zweiten Ausgabe aus dem Jahre 1887 betonten die Autoren noch, dass sich Mann und Frau keineswegs einzig in körperlicher Beziehung unterschieden, doch gebe die „Verschiedenheit in dem Bau der Fortpflanzungsorgane [...] die allerwesentlichen Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern ab“ (Ploss/Bartels 1887: 1). Ausgehend von dieser Feststellung verfolgten die Autoren dann die Frage, „was uns die Physiologie und Anthropologie von physischen und psychischen Verhältnissen des Weibes zu sagen“ hätten (ebd. 1887: 4). Der wesentliche Unterschied zwischen dieser und der im Jahre 1927 erschienenen und stark überarbeiteten Ausgabe besteht darin, dass die rassenbiologischen Argumentationen, mit denen beispielsweise nach den Rassenunterschie-

den „hinsichtlich der Gebärmutter“ (Ploss/Bartels 1887: 173) gefragt wurde, zunehmend in den Hintergrund traten. In der elften Auflage aus dem Jahre 1927 wurde dann betont, dass die auf einer scharfen Geschlechterdifferenz beruhenden Argumentationen aufgegeben, und die mehr als hundert Jahre herrschende Unterteilung in primäre und sekundäre Geschlechtsorgane als überholt angesehen werden müsse: „Mit wachsender Erkenntnis des Wesens des Sexuellen erwies sich aber die Ungenügendheit dieser Einteilung, und als dann die Wechselwirkung von innerer Sekretion und Sexualapparat unsern Blick überraschend erweiterte, mußte sie fallen“ (Ploss/Bartels 1927: 3). Geschlecht wurde nicht mehr primär anatomisch bestimmt, sondern es wurde als Resultat eines dynamischen Wechselspiels von innerer Sekretion und Sexualapparat gedacht.¹¹

Wie Ploss und Bartels schreiben, resultierte das neue Geschlechterwissen aus neuen Erkenntnissen der Hormonlehre, die man aus den zahlreichen Tierversuchen, in denen man die Eierstöcke oder Hoden entnommen und dem andersgeschlechtlichen Tieren verpflanzt habe, gewonnen habe. Bereits hier zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen den beiden Ausgaben. Im Jahre 1887 wurden die Praktiken chirurgischer Eingriffe zwar auch beschrieben, allerdings zunächst nur aus ethnographischer Perspektive erörtert. Ploss und Bartels beziehen sich in ihren Erörterungen auf einen Reisebericht, in dem über bis dahin unbekannte Methoden der „Herstellung weiblicher Castrate“ unter den Ureinwohnern Ostindiens berichtet wurde (Ploss/Bartels 1887: 178). Nur wenige Jahre später konnten sie sich in der Betrachtung dieser Experimente auf zahlreiche Studien und Referenzen aus der Physiologie und Gynäkologie beziehen. In einem eigens der Frage nach der Entstehung der Geschlechter gewidmeten Kapitel betonen Ploss und Bartels im Jahre 1927: „Eine scharfe Trennung der Geschlechter besteht also nicht. Sie gleichen in etwa einer Tafel, auf der Töne registriert sind, die allmählich von Schwarz in Weiß übergehen“ (Ploss/Bartels 1927: 37). Die medizi-

11 Das Kompendium von Ploss und Bartels steht im Kontext der deutschen Anthropologie, die von rassistischen und antifeministischen Elementen geleitet war. Wie Brigitte Fuchs schreibt, habe der hohe Anteil von Nacktbildern nicht nur einen Vergleich zwischen Frauen aus unterschiedlichen Kulturen bewirkt, sondern die hohe Popularität des Buches gründe gerade auf den pornographischen Darstellungen. Zugleich habe bereits schon in dieser Zeit die amerikanische und englische Ethnologie der deutschen Anthropologie der Frau den Vorwurf gemacht, die zahllosen Bilder von nackten Frauen dienten nicht der wissenschaftlichen Argumentation, sondern die Wissenschaft werde in den Dienst eines pornographisch legitimierten Blickes gestellt. Insbesondere im amerikanischen und englischen Raum hatte die deutsche Anthropologie den Ruf, eine pornographische (Pseudo-)Wissenschaft zu sein (vgl. Fuchs 2003: 169). Fuchs zeigt, dass es die „Anthropologen der Frau“ um 1900 vor allem auf Rasse-Merkmale abgesehen hatten.

nischen Erkenntnisse über die Hormone und Triebe des Menschen machten die alten Kriterien der Unterscheidung zwischen Mann und Frau obsolet. Der von der Physiologie postulierte Antagonismus zwischen männlichem und weiblichem Körperbau verwandelte sich in ein ganzes Spektrum zahlreicher Zwischenstufen, an deren äußeren Enden sich erst eine klare Geschlechterdifferenz abzeichnete. Ausgehend von beiden Geschlechtern wurden nun die zahlreichen Zwischenstufen kategorisiert. In diesem System der Geschlechtereinteilung wurden nicht nur neue Fälle aufgezeigt, etwa solche, bei denen die Geschlechtsteile beider Geschlechter vorhanden waren, sondern der Geschlechterdiskurs um 1920 begründete zugleich eine ganz neue Bildpolitik der Humanwissenschaften. Die hier genannten Ausgaben unterscheiden sich auch hinsichtlich des Sammlungsmaterials. War die Ausgabe von 1887 noch mit 107 Abbildungen versehen, schwoll die Ausgabe von 1927 auf 1000 Abbildungen an. In der älteren Ausgabe wurde Geschlechterdifferenz mit der Form und Gestalt des Körperbaus begründet und mit Vermessungen des Schädels, des Gehirnvolumens oder der Krümmung des Schlüsselbeins belegt. Das Fehlen einer klaren Geschlechterdifferenz wurde kulturspezifisch begründet, denn „je roher ein Volk, umso verwischter stellen sich die Geschlechterunterschiede dar“ (Ploss/Bartels 1887: 13). Bilder von bärtigen Frauen sind in der Ausgabe aus dem Jahre 1887 nicht enthalten. In der späteren Ausgabe aus dem Jahre 1927 verschwinden die dichotomen Bilder weiblicher und männlicher Gehirne sowie der Schädel. Die Mediziner richten ihr Interesse nun auf Bilder, Fotografien und Zeichnungen von Hermaphroditen, Zwittern und Androgynen.¹² Abbildungen des weiblichen Bartes erscheinen im Zusammenhang mit den Erörterungen über die innere Sekretion der Drüsen. Die Bilder bärtiger Frauen stellen keinen singulären Fall dar und sie werden auch nicht in einem separaten Kapitel beschrieben. Vielmehr sind diese Bilder eingebettet in die Darstellungen der chirurgisch erzeugten Verweiblichung männlicher Tiere. Was diese Versuche aus Sicht der Autoren belegen, ist eine Verwandlung des struppig-derben Fells des Männchens in das „feine und weiche Haarkleid des Weibchens“ (Ploss/Bartels 1927: 22 f.) – in diesem Abschnitt finden sich die Abbildungen „bärtiger Europäerinnen“.

12 Auch das „Bilderlexikon Sexualwissenschaft“ aus dem Jahre 1930 verzeichnet unter dem Begriff der „Hypertrichose“ nicht nur verschiedene Formen der Überbehaarung, sondern zeigt Bilder von Hermaphroditen und scheinbar erkennbaren homosexuellen Männern. Der Beitrag ist nicht mehr mit Portraits von bärtigen Frauen bebildert, sondern zeigt Ganzkörper-Fotografien von Frauen, die als „Kreuzung zwischen Orientalen und Niederösterreicherin“, bezeichnet werden und deren Beine, Achseln und Genital von einem dichten Haarkleid bedeckt sind (Bilderlexikon 1930: 411).

Die Sorge der Wissenschaftler richtete sich auf die vielfältigen und heterogenen Formen des Geschlechtlichen, und der bärtigen Frau haftete das Stigma der Zweigeschlechtlichkeit an. In diesem Kontext wurde auch der Körper der Julia Pastrana erneut einer wissenschaftlichen Betrachtung unterzogen.

Eine im Jahr 1917 verfasste medizinische Dissertation beschäftigt sich ausführlich mit Julia Pastrana. Der Verfasser bezeichnet ihre Überbehaarung als ein Naturwunder und betont, dass die Faszination der haarigen Monstra besonders dann die Neugierde wecke, wenn es sich um „Vertreterinnen des sonst doch glatten schönen Geschlechts“ handle. (Fuchs 1917: 5). Leitfrage der Arbeit war es, die Ursachen der weiblichen Überbehaarung mittels neuer experimenteller Verfahren zu untersuchen. Die abnorme Behaarung verweise auf so vielfältige Parameter, wie der Autor betont, dass es die Aufgabe der Medizin sei, sie von anderen Formen der normalen Körperbehaarung abzugrenzen. Aus der pathologischen Figur der bärtigen Frau wurde nun eine Explikationsfolie, mit der alle anderen Abweichungen erklärt und die Geschlechterordnung wieder hergestellt werden sollten. Der Mediziner entnahm dem Leichnam Haarproben und richtete sein Forschungsinteresse auf die Struktur der Körper- und Barthaare. Was also mit der Leiche der Julia Pastrana zur Disposition stand, waren die Grenzen der Normalität. Ziel der Untersuchung war es, zu klären, ob es sich bei der abnormen Behaarung der Pastrana um einen der embryonalen Entwicklung entstammenden Flaum handelte oder ob die Haare in ihrer Struktur den Haaren des männlichen Bartes glichen. Darüber hinaus diskutierte der Mediziner Fragen zur sozialen Stellung der Frau. Leitmotiv seiner Ausführung hierzu ist die zuvor aufgestellte These, dass bärtige Frauen „Prophetinnen“ zukünftiger Weiblichkeit seien. In dieser These kommt eine – durchaus in Medizinerkreisen anerkannte – Haltung zum Ausdruck, mit der dem weiblichen Bart seine Bedeutung als Zeichen einer zukünftigen Lebensform der Frau gegeben wird. Kann der weibliche Bart tatsächlich als eine Anpassungsleistung an den männlichen Körper gedeutet werden und zeichnet sich hierin vielleicht eine zunehmende Gleichstellung der Geschlechter ab (vgl. Fuchs 1917: 32)? Der Autor greift an dieser Stelle die Aussagen eines Mediziners auf, der betont hatte, dass das schöne Geschlecht, „welches trotz seiner Gleichheitsbestrebungen den männlichen Bart bewundert, den eigenen verabscheut, mit der Tatsache getröstet werden“ (Brandt, zitiert nach Fuchs 1917: 32) könne, dass künftig die Zahl der schwach und stark bebarteten Frauen allmählich und unmerklich zunehmen dürfte. Der weibliche Bart wurde im Kontext evolutionistischer Theorien betrachtet und man nahm an, dass Frauen im Laufe der Jahrhunderte allmählich immer mehr männliche Attribute

verkörperten. Der weibliche Bart wurde nicht mehr im Zusammenhang mit einer Theorie der Rekapitulation, sondern in einem entwicklungsgeschichtlichen Paradigma männlicher Höherentwicklung verhandelt und zum Zeichen politischer Gleichheitsbestrebungen. Die politischen Gleichheitsbestrebungen wurden im biologischen Rahmen männlicher sekundärer Geschlechtsorgane diskutiert, zugleich verkörperte die Frau durch den Bart eine neue soziale Stellung, die der des Mannes gleichen könne. Vertraut mit diesen Debatten, kommt der Verfasser der Abhandlung zu dem Ergebnis, dass die Haarstruktur der Pastrana nicht darauf schließen lasse, dass es sich um einen embryonalen Flaum handele, sondern um eine Art der Behaarung, die „gewöhnlichem Männerhaar“ (Fuchs 1917: 28) vollständig gleiche. Damit schien die These der weiblichen Höherentwicklung bestätigt. Allerdings wies er diese These vehement zurück, denn die Behaarung der Pastrana betreffe den gesamten Körper und eben nicht nur den Bartwuchs am Kinn, wie beim Mann. So wurde also nach anderen Parametern zur Erfassung des Pathologischen gesucht. Aufgrund der Anomalien an der Stirn, wegen des flachen Schädeldaches „der dicken Kopf- und Stirnschwarte, der plumpen Lider und Lippen und natürlich der Überbehaarung“ sei eindeutig eine „pathologische Exzeßbildung“ (Fuchs 1917: 34 f.) auszumachen. Insofern geht es hier nicht um den weiblichen Bart, wie es noch bei Stricker mit Julia Pastrana dargestellt wurde, sondern um das allgemein Pathologische der weiblichen Körperbehaarung. Zugleich konnte der Mediziner mit den Ergebnissen seiner Untersuchungen belegen, dass weibliche Höherentwicklung nicht in der Körperbehaarung angelegt sei.

Hier zeichneten sich bereits die Sorgen zukünftiger Medizinergenerationen bezüglich einer Vermännlichung des weiblichen Geschlechts ab. In dieser Sichtweise verknüpften sich mit dem weiblichen Bart Politiken der sichtbaren Zeichen und eine kulturelle Unruhe ob des geschlechtlich bestimmten Körpers. Der weibliche Bart wurde dann in Debatten über eine drohende Virilisierung der Frau und eine gefährliche Feminisierung der Kultur eingebettet.

Die bärtige Frau im Diskurs der neuen Weiblichkeit¹³

Um 1920 wurde die bereits erwähnte neu entstandene Hormonlehre der Knotenpunkt biomedizinischer Debatten (vgl. Stoff 2004: 218). Der geschlechtlich bestimmte Körper geriet in den Sog eines Denkens, das sich mit der Zu- oder Abnahme sexueller Kräfte des Triebes beschäftigte. Als

¹³ Im Folgenden wird der Begriff der neuen Weiblichkeit nicht aus einer sozialhistorischen, sondern aus einer wissenschaftlichen Analyse hergeleitet.

Träger wertvoller Ressourcen wurde der Körper nun gewissermaßen unter Leistungsdruck gesetzt und wurde im Zusammenhang mit innersekretorischen Vorgängen der Keimdrüsen erklärt. Der Körper war das, was die Drüsen im Inneren produzierten. Zahlreiche Experimente und neue medizinische Methoden gaben der Auffassung Raum, dass der Körper biologisch veränderbar und geschlechtlich instabil sei.¹⁴

Wie der Wissenschaftshistoriker Heiko Stoff am Beispiel der sogenannten Verjüngungskuren gezeigt hat, basierten die modernen Körperkonzepte auch auf Laborexperimenten. Mit Affendrüsenverpflanzungen, Sterilisationen und Ovarientfernungen bei Tieren demonstrierte man die grundsätzliche Variabilität von Geschlecht. Dabei waren diese Methoden auch stets von einer neuen Öffentlichkeit begleitet, in der man die Versuche der experimentellen Sexualwissenschaften als sensationelle Erfolge feierte und debattierte. Stoff verortet den Diskurs um die sogenannten „Verjüngungsoperationen“ somit an der Schnittstelle von Labor und demokratischer Öffentlichkeit (vgl. Stoff 2004).

Die Versuche der Verpflanzung von Keimdrüsen, Ovarientfernungen und -verpflanzungen hatten zum Ziel, den krisen- und mangelhaften Körper zu verbessern und einen leistungsstarken und potenten Körper herzustellen. Begriffe der Virilität und der Vitalität begründeten das Phantasma des ewig jungen und schönen Körpers, das im Diskurs um die tägliche Pflege und Hygiene sowie das weibliche Seelenleben seine Bedeutung entfaltete. Die zahlreichen populärwissenschaftlichen Bücher dieser Zeit begründeten eine neue Biopolitik des Körpers, die nicht mehr auf einem autoritär-repressiven Zugriff, sondern vielmehr auf dem Ideal der selbstbestimmten und aufgeklärten Frau basierte. Als materiale Quelle wird im Folgenden ein populärwissenschaftliches Werk herangezogen, das sich auf das sexualwissenschaftliche Konzept eines verbesserungswürdigen Körpers stützt und dieses als Anleitung für das Alltagswissen und Alltagshandeln umzusetzen versucht. Im Titel des Buches aus dem Jahre 1929 fragt der Autor und Mediziner Bernard Bauer: „Wie bist Du, Weib?“. Diese Frage könne weder der Philosoph noch der theoretisch denkende und forschende Ethnologe, sondern allein der Arzt beantworten (vgl. Bauer 1929: 1). Der Arzt war dabei derjenige, der den Körper und die Seele der Frau erforschte: Es ging nun darum, „das Weib in seinem Werden und Vergehen, in dem großen Rätsel seiner Seele, seiner Liebe, seines Empfindens und Empfangens, seines Gewährens und Genießens“ (Bauer 1929: 1) zu erkennen. Weiblichkeit stand im Zusammenhang mit einem begehrenden und begehrten

14 Das Auftreten der konstruktivistischen Perspektive auf Geschlecht als soziale Konstruktion korreliert hier mit einem bestimmten Abschnitt in der Wissenschaftsgeschichte.

Leistungs- und Produktionskörper. Zugleich war dieser Körper Ort und Gegenstand, um das neue, allgemeine Recht auf Gesundheit und Lustempfinden einzufordern. Der Arzt war derjenige, der im Diskurs der weiblichen Ökonomie des Begehrens das Recht auf Selbststimmung der Frau mit wissenschaftlicher Autorität durchsetzte. So schreibt Bauer: „Du als Grundelement alles menschlichen Lebens und Seins, [...] du musst wissen, was und wie du bist! [...] Erkenne dich selbst“ (Bauer 1929: 2). Im Duktus des aufgeklärten Mediziners prangerte Bauer die Verklärungen und das Nicht-Wissen vergangener Zeit an. Er bekennt sich als Anhänger der neuen Nacktkultur und fordert Mütter auf, ihre Töchter sexuell aufzuklären und ihnen mit den Möglichkeiten der neuen Freizügigkeit ein neues, „richtiges“ Körpergefühl zu verschaffen. Seitenweise widmet sich der Mediziner der weiblichen Erotik, erörtert das Schamgefühl und den Geschlechtstrieb der Frau. Er plädiert für das richtige Maß und die moralische Einstellung und entwirft damit eine neue Ethik geschlechtlichen Handelns, das als Gegenentwurf eines durch Prostitution und Hysterie gezeichneten Kulturverfalls der Moderne fungierte (vgl. Bublitz 2000). Den weiblichen Körper setzt er in den zeitlichen Rahmen der Periodizität und ordnet ihn Phasen des prämenstruellen Zustands, des reproduktionsfähigen Alters und der Wechseljahre zu. Die Erkenntnisse chirurgischer Behandlungen von Klimakteriums- und Unterleibsbeschwerden werden dabei in einen Diskurs der weiblichen Lebensführung, der täglichen Hygiene und der hormonellen Produktion eingebettet. Auch Bauer greift auf die durch Tierexperimente gewonnenen Erkenntnisse zurück und widmet sich ausführlich der weiblichen Periode. Tierexperimente auf der einen Seite und die durch operative Heilverfahren der Ovarientfernung gewonnenen Erkenntnisse auf der anderen Seite lassen den Fokus auf die Menstruation, die Ovarienfunktionen und den Vorgang der Eireife legen (vgl. Bauer 1927: 67 f.). Zwar könne man in den Naturvorgang der Eireifung selbst nicht eingreifen, aber es sei möglich, die Regelmäßigkeit und Stärke des Menstruationsblutes zu erfassen (vgl. Bauer 1929: 70). Zeitlichkeit, Regelmäßigkeit und das richtige Maß machten den weiblichen Körper kontrollierbar und zugleich wurde der Körper Gegenstand einer neuartigen (Selbst-) Kontrolle.

Die Hormone stellten seit dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts jene Substanzen dar, die „vermännlichen, verweiblichen und verjüngen“ (Stoff 2004: 220). Und so greift auch Bauer auf die Erörterung jener Maßregeln der Hormontherapie zurück, „welche geeignet sind, die Frau möglichst lange jung und schön zu erhalten“ (Bauer 1929: 612). „Ob jung oder alt, ob arm oder reich, ob der wohlhabenden, der bürgerlichen oder arbeitenden Klasse angehörend“, es sei das Bestreben aller Frauen

„schlank, geschmeidig und jung zu bleiben“ (Bauer 1929: 613 f.). Nicht die Veranlagung, sondern den gezielten Eingriff in die Vorgänge des Körpers propagiert Bauer und zielt damit vor allem auf eine Lebensphase des weiblichen Körpers, nämlich auf die Wechseljahre. Die neue wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf diese Phase war von der Sorge um das weibliche Seelenleben getragen, denn das ‚Weib‘ werde sich in dieser Phase „seiner teilweisen Minderwertigkeit bewusst“ (Bauer 1929: 621). Um einem seelischen Leiden zuvorzukommen, sei eine bestimmte Lebensweise notwendig, vor allem aber der Wille der Frau notwendig, denn sie sei es, die neue mögliche chirurgische und medikamentöse Eingriffe für den Erhalt ihrer Jugendlichkeit zuzulassen habe. In dieser Hinsicht fordert Bauer Frauen auf, nichts zu unterlassen, „was zu einer Stärkung und Kräftigung des Körpers beitragen“ (ebd.: 622) könne. Dank der Ergebnisse „beharrlicher Forscherarbeit“ (Bauer 1929: 626) sei der Alterungsprozess aufzuhalten. Der Arzt sieht sich in dieser Beziehung als derjenige, der die Mittel und Wege aufzuzeigen vermag, um „Mann und Frau zu verjüngen“ (Bauer 1929: 626). Die Kompliziertheit des weiblichen Körpers verhindere zwar noch die Durchführung von Operation, doch ausdrücklich verweist der Mediziner auf die neuen Methoden der hormonellen Verjüngung. Dem „gelben Körper“ – dem Gelbkörperhormon –, der im Eierstock gebildet wird, wird dabei eine verjüngende Wirkung attestiert. Deshalb plädiert Bauer für die Einnahme hormoneller Substanzen, die nicht nur zu einem „Wiederauftreten der Menstruation“, sondern vor allem zur „Steigerung des Geschlechtstriebes“ führten. Die Fortschritte der pharmazeutischen Industrie sollten den „Erfolg einer Dauerverjüngung“ durch Injektion und Medikamente realisierbar machen (Bauer 1929: 629). In naher Zukunft könne „ausnahmslos jede Frau“ mit Hilfe der medizinischen Wissenschaft und „durch zweckmäßige Körperpflege ihren „Organismus möglichst lange geschmeidig erhalten“ (Bauer 1929: 630).

Der Diskurs um die Verjüngung stellte jedoch mehr als ein durch Therapien und Substanzen einzulösendes Versprechen dar. Denn der Imperativ „Weib, bleibe jung und schön!“ hatte nicht einfach zum Ziel, den Körper – wie Stoff schreibt – von endokrinologischen Dysfunktionen zu befreien, sondern er zielte auf Weiblichkeit an sich (vgl. Stoff 2004: 228). Die neuen Körperkonzepte erhielten im Diskurs der Verjüngung ihre Bedeutung zwischen einer „Anerkennung der Frau als sexuellem Konsumkörper und den Geboten einer weiblichen Moralität“ (Stoff 2004: 230). Zwischen dem neuen medizinischen Körperkonzept und den Möglichkeiten des alltäglichen Schönheitshandels wird das Anrecht einer weiblichen Lebensführung und der persönlichen Selbstgestaltung postuliert, nach der nun ausnahmslos jede Frau schön und jung sein soll-

te. Wie Stoff im Anschluss an Sander Gilman argumentiert, war es gerade diese Demokratisierung eines Anrechts auf dauerhafte Jugendlichkeit und Schönheit, das neu war und mit dem solche Eingriffe legitimiert wurden. Wie Sander Gilman in seiner Geschichte der Schönheitsoperationen betont, waren die Hauptbeweggründe solcher Eingriffe, akzeptiert zu werden und nicht länger aufzufallen. „Insofern lassen sich“ – wie Stoff daraus schließt – „die Schönheits- und Verjüngungsoperationen als ein demokratisches Verfahren interpretieren, welches alle Menschen als im Kern veränderbar und verbesserbar identifiziert“ (Stoff 2004: 234).

Analog dazu fiel um 1930 Körperbehaarung wieder in den Beschreibungsmodus für Männlichkeit: „Die Körperbehaarung als solche, die Behaarung des ganzen Körpers war, ist und bleibt ein typisch männliches Attribut!“ (Bauer 1929: 53). Die weibliche Körperbehaarung hingegen wurde nun deutlicher in Abgrenzung zum Mann gedacht. Für die weibliche Behaarung blieben die Achsel- und Schambereiche. Gleichsam rutscht der Diskurs um ‚richtige‘ Behaarung in den Intimbereich des weiblichen Genitals. Die voll entwickelte Schambehaarung der Frau bildet bei vollendeter Entwicklung eine Dreiecksfigur und unterscheidet sich in dieser Form von der männlichen Genitalbehaarung: Bei der Schambehaarung sei es nun die „haarscharf verlaufende horizontale Linie“ (Bauer 1929: 53), die sich beim weiblichen Geschlecht als obere Grenze manifestiere.

Im Diskurs der ewig jungen und schönen Frau erscheint nun ein souveränes weibliches Subjekt. Denn die Frau ist dann emanzipiert, wenn sie über ein Wissen über ihren Körper verfügt und bereit ist, sich den medikamentösen oder sogar chirurgischen Prozeduren zu unterwerfen. Bleibt zu fragen, in welchem Namen dieses Postulat erhoben werden konnte. Der Diskurs der neuen Weiblichkeit funktioniert im Namen der Autonomie, die das souveräne Subjekt der emanzipierten Frau aufgerufen hat. Die Frau kennt und weiß um ihren Körper, kann ihn gestalten und sich der schicksalhaften Natur entziehen. Zugleich wird der weibliche Körper einer Ökonomie des Begehrens und der weiblichen Lust unterworfen. In den subtilen Strategien der Autonomie manifestiert sich somit eine Haltung der gelungenen Anpassung an das Ideal der neuen Weiblichkeit. Hier wird die scharfe Differenz zwischen Bart-Haben und Nicht-Bart-Haben aufgekündigt, in dem Weiblichkeit als Resultat der eigenen Selbstgestaltung erscheint. Im Diskurs des weiblichen Selbst und des moralischen Imperativs ‚*Weib, bleibe jung und schön!*‘ ist kein Raum mehr für die bärtige Frau. Die falsche Körperbehaarung in Form der Überbehaarung wird so zum Zeichen einer Nicht-Inanspruchnahme der eigenen Weiblichkeit.

Doch die bärtige Frau ist nicht verschwunden, sondern sie taucht im Kontext der Psychiatrie wieder auf, nämlich als „idiopathischer Hirsutismus“. Die bärtige Frau ist zu einer Figur der Verweigerung der eigenen Weiblichkeit geworden. Als Ausdruck einer misslungenen Anpassung an das Ideal der neuen Weiblichkeit steht der Bart für eine Störung ohne organische Ursachen und für eine krankhafte Psyche, die es auf organische Funktionen zurückzuführen gilt. In einer Publikation aus dem Jahre 1953 steht der Begriff des Hirsutismus für seelisches Leiden und für hormonelle Störungen. Übermäßige Behaarung und zunehmende Virilisierung (Vermännlichung) werden darin als Symptome psychopathologischer Zustände gedeutet, die sich in Verhaltensformen der Antriebslosigkeit und des Gehemmtseins zeigten. Weiblicher Bartwuchs wird nun im Zusammenhang mit einer Veränderung der Persönlichkeit und mit depressiven Zuständen thematisiert. Die Bartfrau ist nicht mehr in der Öffentlichkeit, sondern im Kontext eines klinisch-psychiatrischen Alltages sichtbar. Die psychiatrischen Behandlungen des Hirsutismus sind mit der chirurgischen Entfernung der Nebenniere verbunden und zielen auf die Wiederherstellung bzw. Unterbindung jener Organe, die für die Produktion von Hormonen verantwortlich sind. Nach einer „Exstirpation einer hyperplastisch veränderten Nebenniere“, mit der ein Verschwinden der Barthaare einhergehe, sei eine völlige Normalisierung der Psyche eingetreten, so ein deutscher Psychiater (vgl. Liebermeister 1953: 37). Androgenitale Syndrome, Bartwuchs und subjektive Empfindungsstörungen werden so im Wissensfeld der Psychiatrie in ein neues Bezugssystem gesetzt, in dem „abnorme Behaarung“ als ein „idiopathischer Hirsutismus“ diskutiert wird. Hirsutismus war auch in der jungen Bundesrepublik ein Begriff, der im Zusammenhang mit der Endokrinologie weiterhin Verwendung fand. Im Kontext der Psychiatrie finden sich unter diesem Stichwort nicht nur die Bilder von bärtigen Frauen. Es werden auch jene Formen der genitalen Behaarung abgebildet, die in rhombenförmiger Weise am weiblichen Körper beobachtet und als Phänomene einer Maskulinisierung gedeutet wurden. Allen Veruneindeutigungen des medizinischen Geschlechterdualismus voran, war den hier beschriebenen unterschiedlichen Phänomenen von Genital-, Gesichts- und Bauchbehaarung eins gemeinsam: sie wurden als pathologische Varianten und therapiebedürftige Krankheitsbilder von Geschlecht gedeutet. Phänomene der weiblichen Überbehaarung wurden nicht beschrieben und erklärt, sondern sie wurden zu Fällen einer endokrinologischen Forschung, die in einer „versierten Klinik“ einer stationären und dauerhaften Hormontherapie bedurften (Staemmler 1976: 73). Dieser Diskurs des Hirsutismus basiert damit nicht mehr auf einer Konvergenz von

Wissenschaft und Öffentlichkeit, sondern auf der strikten Trennung zwischen Alltag und Medizin.

Schluss

Dieser Text fragt nach den Kontinuitäten und Diskontinuitäten zu gegenwärtigen Diskursen neuer Körpernormen im Kontext aktueller Enthaarungspraktiken. Aus der vorangegangenen Analyse lassen sich folgende Schlüsse ziehen: Trotz der enormen Breite und vielleicht auch gerade im Hinblick auf die Heterogenität der hier behandelten Aussagen ist deutlich geworden, dass weibliche Behaarung historisch immer mit pejorativen Zuschreibungen verbunden war. In dieser Hinsicht wird das Bild einer erschreckenden Kontinuität sichtbar: Der weibliche Bart diente der Abwertung und entfaltete seine Bedeutung als pathologische Figur im Diskurs einer kulturellen Vorherrschaft des Mannes. Bezüglich der Diskontinuitäten konnte deutlich gemacht werden, dass sich mit der bärtigen Frau zugleich vielfältige Wissensformationen und kulturelle Vorstellungen verknüpften. Das Verschwinden des weiblichen Bartes aus den öffentlichen Debatten der 1930er Jahre lässt sich nicht mit der Annahme einer zunehmenden Repression des weiblichen Körpers begründen, sondern stellt sich geradezu als Ergebnis historischer Wissens- und Machttechnologien dar, die ihre Wirkmächtigkeit nicht über das Verbot, sondern über Selbstgestaltung und Autonomie entfalteten.

Wenn gegenwärtig über weibliche Körperbehaarung gesprochen wird, dann zumeist im Namen eines intrinsisch motivierten Selbst. Die Selbsttechnologien des Individuums betreffen nun all die Prozeduren, Produkte und Maßnahmen, um den eigenen Körper selbstermächtigt zu bearbeiten. Dabei steht nicht mehr nur der weibliche Körper im Mittelpunkt einer medialen und ökonomischen Aufmerksamkeit. Heute entfernen sich fast genauso viele Männer ihre Körperhaare wie Frauen. Zugleich ist der Diskurs um die Körperbehaarung in die kosmetische und chirurgische Bearbeitung des Genitalbereiches abgerutscht. Intimirasur und Intimchirurgie bilden die beiden Pole neuer Körpernormen, die an den Bereichen festgemacht werden, die weniger offensichtlich und weniger den öffentlichen Blicken ausgesetzt sind. Und auch hier ist es wieder der weibliche Körper, an dem sich zahlreiche Debatten um die Schambehaarung entfalten. In den öffentlichen Inszenierungen sowie der medialen Werbung fungiert weibliche Behaarung als ein Mittel der Provokation. In Kampagnen großer Modekonzerne werden Bilder weiblicher Genitalbehaarung werbewirksam inszeniert. Als vor wenigen Jahren die Modefirma „Apparel“ mit einem Model warb, bei dem unter dem

weißen Slip die dunkle Schambehaarung zu erkennen war, ging durch die amerikanische Gesellschaft ein Schrei des Entsetzens und zugleich war gerade hierdurch die mediale Präsenz des Unternehmens, auch in deutschen Blogs, gesichert. Zugleich kann gefragt werden, ob der intim gezähmte und rasierte Körper eine neue Weise der Selbsterfahrung und des Selbstbezuges erzeugt. Indem vor allem Jugendliche ihren Genitalbereich rasieren, werden sie vielleicht aufgefordert, sich auf ihre Weise mit dem eigenen Geschlecht und dem eigenen Körper auseinanderzusetzen. Ob sich daraus tatsächlich neue Formen der Erfahrung und des Umgangs mit dem eigenen Körper ableiten lassen, ist jedoch fraglich. Denn Intimität stellt keinesfalls einen nur privaten und von jeder Norm befreiten Umgang mit dem eigenen Körper dar. In den medialen Körperbildern ist dieser spielerische Umgang mit der eigenen Identität längst probates Mittel einer ökonomisch ausgerichteten Inszenierung weiblicher Intimität geworden. Für die Politologin Regula Stämpfli stellt die Intimrasur eine dringlich politische Angelegenheit dar und ist keinesfalls nur als ein lockeres Schönheitshandeln aufzufassen (Stämpfli 2008).

Im Jahre 1866 malte Gustav Courbet das Gemälde „Ursprung der Welt“¹⁵ und der Skandal, den dieses Bild erzeugte, hielt jahrzehntelang an. Dieses Gemälde, das als eine Auftragsarbeit angefertigt wurde, in den 1950er Jahren im Besitz des französischen Psychoanalytikers Jacques Lacan war und heute im *Musée d'Orsay* ausgestellt wird, ist vielleicht eines der berühmtesten Skandalbilder der modernen Kunstgeschichte (vgl. Sanyal 2009: 178 f.). Die Freizügigkeit der Darstellung, die geöffneten Beine und der unverhohlene Blick auf das weibliche Genital entsetzten Generationen von Betrachter_innen. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts gründet der Skandal dieses Bildes vielleicht nicht mehr auf der nahezu pornographischen Darbietung des weiblichen Körpers, sondern auf der Darstellung eines unrasierten Genitals.

15 http://de.wikipedia.org/wiki/Der_Ursprung_der_Welt#mediaviewer/File:Origin-of-the-World.jpg

Literatur

- Bartels, Max (1881): Über abnorme Behaarung beim Menschen, in: Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 13, S. 213-236.
- Bartels, Max (1881a): Einiges über den Weiberbart in seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung, in: Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 13, S. 255-280.
- Bauer, Bernhard (1929): Wie bist Du, Weib? Weib, bleibe jung und schön! Hygiene der modernen Frau. Zürich/Berlin/Wien: Viktoria Verlag.
- Benninghoff-Lühl, Sibylle (1999): Die Jagd nach dem Missing Link in den Verhandlungen der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, in: Zeitschrift für Germanistik, Beiheft 2, S. 105-121.
- Bilderlexikon Sexualwissenschaft. Ein Nachschlagewerk für alle Gebiete medizinischer, juristischer und soziologischer Sexualforschung (1930), hgg. v. Institut für Sexualforschung in Wien. Wien/Leipzig: Verlag für Kulturforschung.
- Bondeson, Jan / Miles, A. E. W. (1993): Julia Pastrana, the Nondescript: An Example of Congenital, Generalized Hypertrichosis Terminalis With Gingival Hyperplasia, in: American Journal of Medical Genetics, 47, S. 198-212.
- Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2009): Körper in Teilen, in: Der Einsatz des Lebens, hgg.v. Deuber-Mankowsky, Astrid / Holzhey, Christoph F. E./ Michaelsen, Anja. Zürich: Diaphanes, S. 49-56.
- Dahl, Roald (1997). Matilda. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Fuchs, Brigitte (2003): ‚Rasse‘, ‚Volk‘, Geschlecht. Anthropologische Diskurse in Österreich 1850-1960. Frankfurt/M.: Campus.
- Garland Thomson, Rosemarie (1997): Extraordinary Bodies. Figuring physical Disability in American Culture and Literature. New York: Columbia University Press.
- Goschler, Constantin (2002): Rudolf Virchow. Mediziner, Anthropologe, Politiker. Köln: Böhlau.
- Gylseth, Christopher Hals / Toverud, Lars O. (2004): Julia Pastrana. The tragic Story of the Victorian Ape Women. Gloucestershire: Sutton Publishing.
- Hanke, Christine (2006): Die anthropologische Konstitution von ‚Rasse‘ und ‚Geschlecht‘ um 1900. Perspektiven der Feminist Science Studies, in: N.T.M. 14, S. 212-221.
- Herrn, Rainer (2008): Magnus Hirschfelds Geschlechterkosmos. Die Zwischenstufentheorie im Kontext hegemonialer Männlichkeit, in: Brunotte, Ulrike / ders. (Hrsg.): Männlichkeit und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900. Bielefeld: Transcript, S. 173-196.
- Hilbert, Jörg (2004): Rösti und Bö. München: Terzio.
- Hirschfeld, Magnus (1910): Die Zwischenstufen-Theorie, in: Sexualprobleme. Zeitschrift für Sexualwissenschaft und Sexualpolitik, 6/2, Frankfurt/M.: Sauerländer's Verlag, S. 116-136.
- Hirschfeld, Magnus (1926): Geschlechtskunde. Bd. 1: Die körperseelischen Grundlagen. Stuttgart: Julius Püttmann.
- Hirschfeld, Magnus (1930): Geschlechtskunde. Bd. IV: Bilderteil. Stuttgart: Julius Püttmann.
- Lange, Britta (2003): „Aechtes und Unächtés“. Zur Ökonomie des Abnormalen als Täuschung, in: Macho, Thomas / Staupe, Gisela u.a.: Der (Im-) Perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung. Köln: Böhlau, S. 214-235.
- Liebermeister, Hermann (1959): Zur Pathogenese der Behaarungsstörungen bei der Frau unter besonderer Berücksichtigung des idiopathischen Hirsutismus. Dissertation an der Medizinischen Akademie Düsseldorf. München: „Uni“-Druck.

- List, Elisabet (2007): Vom Darstellen zum Herstellen. Eine Kulturgeschichte der Naturwissenschaften. Weilerswist: Velbrück.
- Peters, Katrin (2010): Rätselbilder des Geschlechts: Körperwissen und Medialität um 1900. Zürich: Diaphanes.
- Pflug, Isabel (2001): Verkörperung von ‚Abnormalität‘. Die Freak Show als cultural performance des 19. Jahrhunderts, in: Fischer, Lichte (Hg.): Verkörperung. Theatralität. Bd. 2, Basel: Francke, S. 281-294.
- Ploss, Heinrich / Bartels, Max (1887): Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. 2. Aufl., Berlin: Neufeld & Henius Verlag.
- Ploss, Heinrich / Bartels, Max (1927) Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien, 11. Aufl., Berlin: Neufeld & Henius Verlag
- Regener, Susanne (2001): Bartfrauen. Fotografien zwischen Jahrmarkt und Psychiatrie, in: Pethes, Nicolas / Keck, Annette (Hrsg.): Mediale Anatomien. Menschenbilder als Medienprojektionen. Bielefeld: Transcript, S. 81-96.
- Sanyal, Mithu (2009): Vulva. Die Enthüllung des unsichtbaren Geschlechts, 2. Auflage. Berlin: Wagenbach.
- Sarasin, Philipp (2003): Zweierlei Rassismus? Die Selektion des Fremden als Problem in Michel Foucaults Verbindung von Biopolitik und Rassismus, in: Stingelin, Martin (Hg.): Biopolitik und Rassismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 55-79.
- Schleugl, Hans (1978): Show Freak & Monster. Sammlung Felix Adanos. Köln: DuMont Buchverlag.
- Schmidgen, Henning (2003): Lebensräder, Spektatorien, Zuckungstelegraphen. Zur Archäologie des physiologischen Blicks, in: Schramm, Helmar / Schmidgen, Henning / Siegert, Bernard u.a. (Hgg.): Bühnen des Wissens: Interferenzen zwischen Wissenschaft und Kunst. Berlin: Dahlem University Press, S. 268-299.
- Staemmler, Hans-Joachim (1976): Gynäkologische Hormontherapie in der Praxis. München: Selecta-Verlag.
- Staib, Margitta (1991): Die enthaarte Frau. Körper- und Gesichtsbehaarung. München: Kunstmann.
- Stammberger, Birgit (2012): Monstrous Bodies in Rudolf Virchow's Medical Collection in Nineteenth Century, in: Zittlau, Andrea / Kerchy, Anna (Hgg.): Exploring the Cultural History of Continental European Freak Shows and ‚Enfreakment‘. Cambridge: Cambridge Scholars, S. 129-149.
- Stämpfli, Regula (2008): Politisch korrekt. Die Scham ist vorbei. Schamrasur ist in. Doch woher kommt sie? Aus der westlichen Pornokultur und den islamischen Sitten, in: Emma, 1 (Online verfügbar unter: <http://www.emma.de/ressorts/artikel/koerperpsyche/die-scham-ist-vorbei/>, letzter Zugriff: 8.7.2013).
- Stoff, Heiko (2004): Janine. Tagebuch einer Verjüngten. Weibliche Konsumkörper zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in: Bruns, Claudia / Walter, Tilmann (Hgg.): Von Lust und Schmerz. Eine historische Anthropologie der Sexualität. Köln, Weimar: Böhlau, S. 217-238.
- Stoff, Heiko (2004a): Ewige Jugend. Konzepte der Verjüngung vom späten 19. Jahrhundert bis ins Dritte Reich. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- Stricker, Wilhelm (1876): Über die sogenannten Haarmenschen (Hypertrichosis universalis) und insbesondere die bärtige Frau. Vorgetragen in der wissenschaftlichen Sitzung am 25. November 1876, in: Jahresbericht der Senckenbergischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, o.O., S. 94-100.
- Thiemann, Susanne (2006): Sex trouble. Die bärtige Frau bei José Ribera, Luis Vélez des Guevera und Huarte de San Juan, in: dies./ Klinger, Judith (Hgg.): Geschlechtervariationen im Übergang zur Neuzeit. Band 1. Potsdam: Universitätsverlag, S. 47-82.

- Thomas, Tanja u.a. (Hg.) (2011): Dekonstruktion und Evidenz. Ver(un)sicherungen in Medienkulturen. Sulzbach/T.: Ulrike Helmer.
- Virchow, Rudolf (1890): Über den Unterricht in der pathologischen Anatomie, in: Klinisches Jahrbuch 2, Berlin, S. 75-100.
- Zürcher, Urs (2004): Monster oder Laune der Natur. Medizin und die Lehre von den Missbildungen 1780-1914. Frankfurt/M.: Campus.

Birgit Stammberger, Dr. phil., Kontakt: <http://www.zkfl.de/zkfl-kontakt.html>, studierte Angewandte Kulturwissenschaften an der Universität Lüneburg und wurde 2010 an der Universität Vechta/Fach Philosophie mit einer Arbeit über „Monster und Freaks. Eine Wissensgeschichte außergewöhnlicher Körper im 19. Jahrhundert“ promoviert. Zuletzt Post-Doc-Stipendiatin der Leuphana Universität Lüneburg und seit 2015 wissenschaftliche Koordinatorin am Zentrum für Kulturwissenschaftliche Forschung, Universität zu Lübeck. Aktuelles Projekt: „Experimentalkulturen des Psychischen. Die psychologischen Versuche des Psychiaters Emil Kraepelin“. Forschungsschwerpunkte: Körper- und Geschlechtergeschichte, Transformation von Wissensformationen, Praktiken der Wissensentstehung, Schnittstellen von Wissenschaftsgeschichte und Kulturwissenschaften.